

Extremismus aus philosophischer Sicht

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee, Erfurt

»Was ist Extremismus?« Der so Befragte greift zunächst nach den einschlägigen Lexika und macht dabei eine überraschende Entdeckung: Obwohl der Begriff schon vor über hundert Jahren in der englischen Tagespresse auftauchte und heute in aller Munde ist, findet er sich weder im mehrbändigen Staatslexikon des katholischen Herder-Verlags noch im Evangelischen Staatslexikon (u.a. herausgegeben von Roman Herzog). Es muss also in den letzten Jahrzehnten ein Umschwung in der politischen Wahrnehmung eingetreten sein, so dass der Extremismus-Begriff inzwischen zum Kernbereich des Wortschatzes der Verfassungsrechtler und Staatsschützer gehört. Für Deutschland dürfte 1968 das Jahr des Erwachens gewesen sein, für Amerika der Bombenanschlag von Oklahoma City und das krude Manifest des Unabombers Theodore Kaczynski. Seitdem spricht der amerikanische Politologe James Gardner sogar von einem »Zeitalter des Extremismus« und zitiert einen Satz aus dem Unabomber-Manifest, der ihm signifikant erscheint für die heutige Wahrnehmung: »The world today seems to be going crazy« (Die heutige Welt scheint verrückt zu werden). »Jahrhundert der Extreme« nennt der englische Historiker Eric Hobsbawm unsere Epoche: Der Furor, der die Französische Revolution in einem Blutbad enden ließ, hat sich im 20. Jahrhundert europaweit, wenn nicht sogar weltweit ausgebreitet. Dabei zerbarst die Losung »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, welche nur in einer komplizierten Balance dieser drei Begriffe lebensfähig ist: Die Freiheit mutierte zum wirtschaftlichen Liberalismus, der die 20er Jahre in die Weltwirtschaftskrise stürzte, die Gleichheit totalisierte sich im kommunistischen Terror des Stalinismus und Maoismus, die Brüderlichkeit wurde vom Nationalsozialismus zur Idee der Volks- bzw. Rassengemeinschaft pervertiert. Wer heute von »Extremismus« spricht, weiß: »Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das alles kroch«.

Nur wenig beruhigend ist es zu hören, dass das Phänomen, das wir heute als Extremismus bezeichnen, so alt ist wie die politische Geschichte überhaupt. Zu allen Zeiten gab es organisierte Bestrebungen und daraus resultierende Aktivitäten, die sich - wie der Begriff des Extrems assoziiert - von den Rändern her auf die Mitte eines Gemeinwesens, insbesondere seine politische Ordnung, richten. Dabei besteht zwischen Extremen und Extremisten ein gleitender Übergang. Sind die alttestamentlichen Propheten und die religiös motivierten Abtreibungsgegner, sind avantgardistische Künstler und trillernde Störtruppen bei politischen Veranstaltungen schon Extremisten?

Versuchen wir, in diesen Grauzonen Grenzen einzuziehen, da es die erste Aufgabe der Wissenschaft ist, zu definieren. Man kann bei folgender fast trivialer Einsicht

ansetzen: Außenseiterpositionen sind in jeder Gesellschaft unvermeidlich, die nicht total konform ist. Konformität jedoch wäre inhuman und auf andere Weise extrem. Jedes differenzierte soziale Gebilde kennt also Individuen und Gruppen, die sich irgendwie an seiner Peripherie bewegen. Diese Außenseiter und Exzentriker sind jedoch noch keine Extremisten. Außenseiterpositionen sind als solche - also unabhängig von der Anzahl ihrer Vertreter - in der Regel streng individuell; sie betreffen, wenn auch manchmal viele gleichzeitig, letztlich den je einzelnen in seinem sozialen Status, seinem Geschmack, seinen Abnormitäten und vielleicht auch Perversitäten und treten deshalb weniger stark ins allgemeine Bewusstsein, als manchmal zu wünschen wäre. Extremistisch werden diese Positionen erst, sobald dieser Individualismus kollektiv wird. Das heißt, dass jemand von der Randposition aus meint, für eine größere Menge oder sogar alle zu sprechen, und dementsprechend einzeln oder zusammen mit anderen beginnt, seinen oft doktrinär unterlegten moralisch-juristischen Anspruch gegen die Mehrheit zu stellen und nötigenfalls auch gewaltsam durchzusetzen. Im Unterschied zu Radikalen oder Radikalisten, die mehr Theoretiker als Praktiker sind, legen Extremisten weniger Wert auf kritisches Nachdenken. Durch dieses ihr Theoriedefizit unterscheiden sie sich auch von den klassischen Revolutionären. Extreme Bestrebungen zielen vor allem auf die Planung und Durchführung von Aktionen. Extremisten sind also Außenseiter, die nicht nur vom irgendwie bestimmten Zentrum entfernt leben, sondern dieses ablehnen und sich aktiv gegen es wenden.

Diese Grenzlinien zwischen Radikalen, Revolutionären, Terroristen und Extremisten sind diskutabel; sie verlaufen z.B. verschieden, je nachdem ob man Politikwissenschaftler oder Juristen fragt. Was sich aber mit ziemlicher Sicherheit sagen lässt: Der gleitende Übergang vom extremen Standpunkt zum extremistischen beginnt mit einem Kommunikationsabbruch. Es kommt zum Ab- und Einschluss in eine eigene Welt. Eine eigene Sprache und Symbolik dient der Abschirmung. Hinzu kommen oft Spezialkenntnisse, über welche die Allgemeinheit in der Regel nicht verfügt - wenige kennen sich in den Details der KZ-Krematorien so gut aus wie viele Rechtsextremisten. Der Abschirmung dienen darüber hinaus Verschwörungstheorien, verfestigte Feindbilder und eine verminderte Wahrnehmungsfähigkeit hinsichtlich dessen, was die Allgemeinheit denkt und will.

Im Gegenzug entwickelt sich ein Elitebewusstsein, gepaart mit einem wachsenden Unwillen, sich auf die jeweils andere Seite mit der Bereitschaft zur Selbstkorrektur einzulassen, über den eigenen Anspruch argumentativ Rechenschaft zu geben und sich so selbst zu verunsichern.

Die diskursiven Möglichkeiten gehen hier gegen Null. Man meint, obwohl an Zahl gering und manchmal nur allein, mehr zu wissen und besser zu sein als der Rest der Welt. Der Teil der Geschichte, in dem man sich bewegt, wird zum Schlüssel des Ganzen. Das Minderheitsbewusstsein und Erfolglosigkeiten werden kompensiert durch die Aggressivität in den Aktionen und die damit erregte öffentliche Aufmerksamkeit - spätestens hier erscheinen die Extremisten im öffentlichen Bewusstsein.

Extremistische Aktionen werden in der Regel, müssen aber nicht gewaltsam sein. Extremisten nutzen nicht selten parasitär die Errungenschaften der freiheitlich-demokratischen Ordnung für sich aus (und werden dann verfassungsjuristisch als radikal eingeschätzt): Meinungs-, Presse-, Religions- und Versammlungsfreiheit, Rechtsschutz und staatliche Subventionen etc. Parasitär ist dieses Verhalten, weil die Nutzung mit dem Ziel erfolgt, die in Anspruch genommenen gesellschaftlichen Institutionen auf Dauer zu unterwandern und zu zerstören. Das alles im Namen des irgendwie definierten gesellschaftlichen Fortschritts: Saving a village by destroying it - ein Dorf zerstören, um es zu retten, um eine Maxime des Vietnam-Krieges zu zitieren.

So charakterisiert ist »Extremismus« zunächst im weitesten Sinne Sache der Kulturwissenschaften, im engeren der Soziologen, Politologen und Juristen. Sie müssen die Charakteristika, die Ursachen und die Konsequenzen der verschiedenen Extremismusformen untersuchen und die nötigen Maßnahmen empfehlen. Was kann der Philosoph hierzu beitragen? Er wird darauf verweisen, dass das Nachdenken über das Verhältnis von Extrem und Mitte so alt ist wie das abendländische Denken selbst. Philosophie ist schon im antiken Griechenland motiviert durch die Frage: Wie kann das Leben im Gemeinwesen, der Polis, gelingen? Dabei bildet die Polis die Mitte, den Ort, an dem »Konflikte ... zu lösen und öffentliche Auseinandersetzungen zu schlichten« (R. Görner) sind. Infolgedessen liegt die Idee in Reichweite, dass nicht nur der Stadtstaat, sondern auch der Mensch als solcher eine Mitte braucht, damit sein Leben gelingt.

Diese Reflexionen über das Verhältnis von Mitte und Extremen werde ich zum Ausgangspunkt meiner folgenden Überlegungen nehmen. Ich gehe dabei in einem ersten Teil von der aristotelischen Tugendlehre aus, komme in einem zweiten Teil zum Problem »Verlust der Mitte« und in einem dritten zu einigen Konsequenzen für den Umgang mit Extremen.

1. Die Mesotes-Lehre des Aristoteles

Extremismen sind Bestrebungen, die nicht von ungefähr kommen, sondern wie alle Handlungen aus Grundhaltungen erwachsen, die im Laufe der Lebensgeschichte erworben und ausgeprägt werden. Machen solche Grundhaltungen lebensstüchtig, bezeichnet man sie gemeinhin als Tugenden, die man gern in ganzen Katalogen zusam-

mengefasst hat: Tapferkeit, Mäßigkeit, Wahrheitsliebe, Freundlichkeit. Von Interesse ist hier nicht die einzelne Tat, denn da auch ein blindes Huhn zuweilen ein Korn findet, kann die einzelne gute Tat durchaus aus einer Untugend kommen, wenn zum Beispiel jemand aus Großspurigkeit einem Freund hilft. Tugend ist nicht die Tat, sondern die Grundhaltung, welche das Leben auf Dauer bestimmt. In der seinem Sohn gewidmeten Nikomachischen Ethik sucht nun Aristoteles eine Gemeinsamkeit aller Tugenden. Sie besteht in einer bestimmten Weise, mit den Leidenschaften, welche den Menschen antreiben, umzugehen. Solche Affekte sind Begierde, Zorn, Furcht, Zuversicht, Neid, Freude, Liebe, Hass, Sehnsucht, Eifersucht, Mitleid: »diese Affekte zu haben, wann man soll, und worüber und gegen wen und weswegen und wie man soll, das ist die Mitte und das Beste, und das ist die Leistung der Tugend« (NE 1106 b 22ff.), schreibt er. Weil es bei all diesen Leidenschaften ein Zuviel und Zuwenig gibt, ist die Tugend die Fähigkeit, die richtige Mitte zu treffen (griechisch: mesótes; lateinisch: medietas). So liegt die Tapferkeit zwischen Feigheit und Tollkühnheit und hinsichtlich der Affekte zwischen dem Zuviel und Zuwenig an Mut bzw. dem Zuwenig und Zuviel an Furcht. Manche seiner Tugend-Bezeichnungen mögen vielleicht nicht sehr glücklich sein, auch Aristoteles kämpft mit den Begriffen, uns geht es hier um die Sache.

Ethik ist keine reine Theorie, sondern hat mit Praxis zu tun: Das Problem ist nämlich, wie man die richtige Mitte trifft. Zunächst macht Aristoteles eine triviale Feststellung: »In allem, was kontinuierlich und was teilbar ist, lässt sich ein Mehr, ein Weniger und ein Gleiches antreffen, und zwar entweder mit Rücksicht auf die Sache selbst oder mit Rücksicht auf uns.« (NE 1106 a 27ff.) Hier beginnt aber das Problem: Mit Rücksicht auf die Sache selbst ist die Mitte das arithmetische Mittel, das mit relativ geringer Mühe zu treffen ist, aber mit Rücksicht auf uns ist das arithmetische Mittel nicht unbedingt das Beste: Wenn gar nichts am Tag zu trinken zu wenig, 20 Liter aber zu viel sind, liegt das Beste nicht in der arithmetischen Mitte bei 10 Litern. Es erfordert also eine größere Anstrengung, mit Rücksicht auf uns den exakten Punkt zu treffen. Die Mitte liegt nicht einfach in der Mitte.

Wie kommt man hier weiter? Zunächst mit einer einfachen Feststellung: Wie jeder weiß, der schon einmal auf eine Zielscheibe geschossen hat, ist das Extrem, d.h. das Daneben, leichter zu treffen als die Mitte. Auf die Grundhaltungen angewandt: Wer kennt nicht das herrliche Gefühl, mal so richtig vom Leder ziehen zu können; es ist offenbar leichter, zornig zu sein oder sich eine dicke Haut zuzulegen, als das zu treffen, was Aristoteles »Sanftmut« nennt. »Darum«, so Aristoteles, »ist das Gute auch so selten, so lobenswert und so schön« (NE 1109 a 28f.). Also bildet die Mitte zwischen den Extremen nicht das, was die Mehrheit repräsentiert, sondern ist eher die Ausnahme. Die Mitte ist nicht Mittelmäßigkeit, sondern in ihrer Seltenheit selbst ein Extrem. Auf diese wichtige Einsicht wird zurückzukommen sein.

Zunächst aber ist zu erklären, *warum* die Mitte nicht in der Mitte liegt. Dabei hilft folgende Überlegung: Uns erscheint Tollkühnheit verzeihlicher zu sein als Feigheit. Oder: Zügellosigkeit ist weniger akzeptabel als das, was Aristoteles Stumpfsinnigkeit nennt. Den Grund sieht Aristoteles darin, dass eines der Extreme der jeweiligen Tugend ähnlicher ist als das andere: Die Tollkühnheit sieht eher wie Tapferkeit aus als die Feigheit; die Stumpfsinnigkeit gleicht der Mäßigkeit mehr als die Zügellosigkeit. Es gibt also mehr oder minder auffällige Extreme. Zu diesem sachlichen Grund kommt ein subjektiver: Die Abweichungen, die in Richtung einer natürlichen Neigung liegen, werden stärker wahrgenommen als diejenigen, welche solchen Neigungen entgegenstehen. So geben die meisten Menschen eher ihrer Lust nach, und deshalb wird die Zuchtlosigkeit stärker wahrgenommen als die Stumpfsinnigkeit, die ja auf Unlust zurückzuführen ist. Oder da man in der Regel eher zur Furcht als zum Mut neigt, ist die Feigheit auffälliger als die Tollkühnheit. Hier erscheint ein komplizierter Zusammenhang: Die Richtung, gegen die jemand stärker arbeiten muss, dominiert seine Wahrnehmung, weil er insgeheim dorthin tendiert (man denke an den berühmten Baum auf dem Hang, gegen den der ungeübte Skifahrer genau dann fährt, wenn er Angst vor ihm hat). Man kann also, so der Umkehrschluss, aus der Tatsache, welches Extrem am meisten auffällt, auf die geheimen Neigungen rückschließen. Die praktische Konsequenz: Um die Mitte zu treffen, muss gegen die stärker wahrgenommene Tendenz angekämpft werden.

Hier ergibt sich aber ein zweites Problem: Schaut man sich das Dreierpaar Zuwenig - Mitte - Zuviel näher an, dann bilden sich insgesamt drei Gegensätze und damit drei Konfliktfelder: »Die Extreme sind der Gegensatz zur Mitte und zueinander, und die Mitte ist der Gegensatz zu den Extremen.« (NE 1108 b 14ff.) Die entscheidende Einsicht ist hier, dass auch von den Extremen her gesehen die Mitte als abzulehnendes Extrem erscheint. »[D]ie Mitte [ist] im Vergleich zum Mangel ein Übermaß und im Vergleich zum Übermaß ein Mangel, und dieses gilt gleichmäßig für die Affekte und für die Handlungen.« (NE 1108 b 16ff.) Deshalb erscheint der Tapfere dem Feigen als tollkühn, dem Tollkühnen dagegen als feige. »Daher schieben die Extreme den Mittleren von sich weg, je einer dem anderen zu« (NE 1108 b 24f.). So sieht das von den Extremen her aus, was aber nicht heißt, dass bei diesem Wegschieben die Mitte tatsächlich zum anderen Extrem hin tendiert. Um in den uns geläufigen Kategorien zu argumentieren: Eine Gesellschaft, die sich besonders stark mit Rechtsextremismus auseinandersetzt, sieht aus der Perspektive des Rechtsextremisten links orientiert aus. Die Gesellschaft wird aber in Wahrheit nicht nach links tendieren, also sich vom Rechtsextremismus abstoßen, sondern sie tendiert nach rechts! Wie das? Es gibt eine nicht unproblematische Neigung der Mitte, statt die Mitte zwischen zwei Extremen zu halten, die Mitte zwischen der Mitte und dem einen Extrem, das ihr am meisten zu schaffen macht, anzusteuern. Sie hält dies dann für die

mittlere Position. In Wahrheit ist das jedoch eine Abweichung vom Ideal. Sozialpsychologen wissen, dass Gruppen die Tendenz haben, sich dem Extrem, mit dem sie sich am meisten auseinandersetzen, anzunähern! Wenn z.B. ein Schüler die Klasse extrem stört und diese das deutlich wahrnimmt, wird die Klasse erfahrungsgemäß nicht apathischer, sondern selbst unruhiger.

Noch eine Erkenntnis ist festzuhalten: Natürlich gibt es auch den Konflikt zwischen den Extremen untereinander. Deren gegenseitige Unähnlichkeit ist größer als jeweils die zur Mitte, so dass die Auseinandersetzungen hier besonders scharf sein werden. Trotzdem haben beide Extreme etwas gemeinsam: Sie stehen als Extreme im Konflikt mit der Mitte, nötigenfalls werden sie sich gegen diese sogar verbünden; das erklärt auch, warum Extremisten relativ schnell ins Lager des anderen Extrems wechseln - erst dunkelbraun, dann dunkelrot und umgekehrt.

Aus der Position der Mitte betrachtet, ist den Extremen gemeinsam, dass sie Untugenden, d.h. auf Dauer lebensuntauglich sind. Sie besitzen also bestimmte Charakteristika, die bei aller Gegensätzlichkeit der Position doch gleichermaßen verheerend wirken. Ist z.B. Tapferkeit im Kampf eine Tugend, dann bilden sowohl die Feigen wie die Tollkühnen ein Risiko, bei dem man sich nun streiten kann, welches das größere für den Ausgang einer Unternehmung ist, die z.B. Zivilcourage erforderlich macht.

Im politischen Bereich erscheint die Mitte immer als die pragmatische Haltung gegenüber der prinzipiellen, welche die Extremisten einnehmen. Das Denken der Mitte ist das Denken in Möglichkeiten und Machbarkeiten - anders als die extreme Kompromisslosigkeit. Damit ist die Mitte die zwar lebenstauglichere, aber unattraktivere Position; sie scheint »von jedem etwas« zu haben und keine eigenständige Größe zu bilden. Tapferkeit ist die Mitte zwischen zu viel und zu wenig Mut und zwischen zu wenig und zu viel Furcht, also die richtige Mischung dieser beiden gegensätzlichen Affekte. Das aristotelische Ethos der Mitte erscheint als eine Hochschätzung der Mittelmäßigkeit. »Nicht Fisch und nicht Fleisch«, so geißelte Günter Maschke den Liberalismus, »nicht heiß und nicht kalt, nicht links und nicht rechts...«, das Zwischenwesen einer Zwischenwelt, und wie diese ist er bald grau in grau, bald phosphoreszierend,... das Sowohl-als-auch und noch mehr ... das Weder-noch. Manchmal setzt er sich heroisch entsagend zwischen alle Stühle, lieber sitzt er auf dem Ledersofa dazwischen.« »Tugend ist ihnen das, was bescheiden und zahm macht«, lässt Nietzsche seinen Zarathustra sagen, »damit machen sie den Wolf zum Hunde und den Menschen selbst zu des Menschen bestem Haustiere«. »Wir setzen unsern Stuhl in die *Mitte*« - das sagt mir ihr Schmunzeln - »und ebenso weit weg von sterbenden Fechttern wie von vergnügten Säuen.« Dies aber ist - *Mittelmäßigkeit*: ob es schon Mäßigkeit heißt.«

Dem aristotelischen Ansatz ein Lob der Mittelmäßigkeit zu unterstellen, ist ein langwährendes Missverständnis. Die Mitte ist Tugend, Mittelmäßigkeit wäre aber ein Sammelurium von Tugenden und Untugenden. Die wahre

Mitte ist nicht die Mischung, sondern die Synthese, auf der sich, so Hegel, der Geist nur mit äußerster Anstrengung halten kann. Aristoteles selbst betont: Zwar ist »die Tugend nach ihrer Substanz und ihrem Wesensbegriff Mitte; insofern sie aber das Beste ist und alles gut ausführt, ist sie Äußerstes und Ende« (NE 1107 a 8ff.). Die Mitte zu treffen und zu halten ist das Extrem an sittlicher Anstrengung, alles andere ist leichter. Sie ist der Maßstab, an dem sich die Extreme zu messen haben, auch wenn er nur von ihnen her erkennbar ist. Es wäre also ein fataler Eindruck zu meinen, Tapferkeit als der Mitte zwischen Zuviel und Zuwenig an Mut und Furcht sei letztlich ein bisschen Feigheit plus ein bisschen Tollkühnheit. Denn, so Aristoteles, wie hinsichtlich der Untaten wie Mord und Ehebruch gibt es auch hinsichtlich der Untugenden weder ein Zuviel oder Zuwenig noch eine Mitte. Der Unterschied zwischen Tugend und Untugend, so nun ein anderer großer Ethiker, Immanuel Kant, ist nicht graduell, sondern qualitativ: In diesem Sinne ist Tugend ein Neues und Anderes gegenüber den Untugenden, nicht ihre Kombination. Mittelmäßigkeit ist also ein Zuwenig hinsichtlich dessen, was an Leistung nötig ist, um die Mitte zu halten. Das wichtige Fazit all dieser Überlegungen lautet: Es gibt auch einen Extremismus der Mitte.

Auf einige Regeln zum Treffen der Mitte wird noch zu kommen sein. Dass es sich dabei um ein lebenslanges Lernverfahren handelt, dürfte aber schon jetzt deutlich geworden sein.

2. Der »Verlust der Mitte« und die Suche nach einer »neuen Mitte«

Bei aller Aktualität - in einer bestimmten Hinsicht trennen uns von Aristoteles Welten: »Verlust der Mitte« ist der Titel einer kunstgeschichtlichen Studie über das 19. und 20. Jahrhundert von Hans Sedlmayer von 1948. Der Autor diagnostiziert eine zentrale anthropologisch-kosmologische Störung: einen Selbstverlust des Menschen, der sich in seinem aufklärerischen Autonomiestreben letztlich dem Anorganischen und damit Untermenschlichen unterwarf und, um hier den jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber zu zitieren, vergaß, dass er ein Königssohn ist - ein Geschöpf und Ebenbild Gottes; gleichzeitig damit ging der Zusammenhang mit dem Kosmos verloren.

Auch wer nicht alle Details dieser Einsicht unterschreibt, wird beobachten, dass das Denken auf die Mitte als dem Maß von allem hin es zunehmend schwer hat. Die griechische Polis war eine solche Mitte. Aber heute einer Stadt eine Mitte zu geben, ist fast aussichtslos, wie der Potsdamer Platz in Berlin zeigt, auf dem nicht mehr Kirche und Rathaus dominieren, die klassischen Vermittlungsinstanzen, sondern Banken und Versicherungsgesellschaften. Nicht mehr der Marktplatz, die athenische Agora, nicht mehr das Parlament ist der eigentliche Umschlagplatz der Produkte und Meinungen, sondern inzwischen die Peripherie: die Einkaufszentren am Stadtrand, der Rand-

bereich der Talkshows und die Leserbriefseiten. Und wie die Polis hat auch der Mensch keine Mitte mehr: Soziologen reden von Patchwork-Identitäten und Bastelreligionen.

Man wird, so Sedlmayer, die Ursache für den Verlust der Mitte seit dem Ende des Barock nicht im Wirtschaftlichen und Sozialen zu suchen haben, sondern tiefer. Tatsächlich ist mit Beginn der Neuzeit ein Umschwung eingetreten, der den aristotelischen Weg zur Mitte von den Extremen her versperrt. Ich greife ein Beispiel des Aristoteles auf: Es gehört eine hohe Kunst dazu, zu einem gegebenen Kreis den Mittelpunkt zu treffen. Ist der Kreis relativ klein und eben ein Kreis, ist die Mitte relativ leicht zu finden; es wird unmöglich, wenn die Konturen der Fläche unregelmäßig sind oder der Kreis unendlich groß wird. Beides ist auf unser Thema bezogen der Fall. Dass die Konturen verschwimmen, zeigt sich darin, dass die aus der Frühzeit der deutschen Demokratie stammende Rechts-Links-Qualifizierung zwar in ihrer Zweipoligkeit nach wie vor einfach zu handhaben ist, aber sie ist angesichts der heutigen komplizierten Frontverläufe in Sachfragen und permanent wechselnden Koalitionen zumindest umstritten. Im Bild gesprochen: Aus dem Kreis ist ein kompliziertes Gebilde ohne exakt bestimmbare Mitte geworden. (Ich erinnere daran, dass es mehrere Thüringer Orte gibt, welche beanspruchen, der geographische Mittelpunkt Deutschlands zu sein; auch Fachleute finden hier keine endgültige Lösung.)

Der Verlust der Mitte ist dabei noch nicht zwangsläufig; man könnte sich darauf einigen, dass man nicht einen festen Punkt, sondern einen dynamischen Raum sucht, in dem sich jedes menschliche Handeln bewegen sollte und von dem her die Extreme als solche erscheinen. Dass es jedoch zu einem regelrechten »Verlust der Mitte« überhaupt kommt, der auch durch solche Dynamisierungen nicht zu kompensieren ist, liegt nun nicht an den verschwimmenden Konturen unserer modernen Welt, sondern an ihrer totalen Entgrenzung. Als allgemein bewusst wurde, dass die Erde eine Kugel mit zwar endlicher, aber grenzenloser Fläche ist, konnte nicht mehr von einer geographischen Mitte geredet werden: Weder Rom noch China, das so genannte »Reich der Mitte«, bildeten jetzt den Mittelpunkt der Welt; die »neue Mitte« der Erde liegt für alle unerreichbar im Erdkern, in einer anderen Dimension sozusagen - wir kommen auf diese wichtige Einsicht zurück. Grenzenlos, weil unvorstellbar, ist inzwischen auch die Zahl von mehreren Milliarden Menschen - angesichts dessen die eigene Kultur für weltweit maßgebend zu halten, kann nur als naiv und provinziell erscheinen. Die Entgrenzung ist ein allgegenwärtiger Vorgang: Erst verschwanden die Stadttore, inzwischen zunehmend auch die Zollstationen an den Ländergrenzen. Die derzeitige Diskussion um ein, zwei oder mehr Pässe wird sich also bald von selbst erledigen. Aber ohne Grenzen gibt es keine Konturen, innerhalb derer sich eine Mitte bestimmen ließe.

Man kann vom Ende aller »Zentrismen« sprechen: Der Geozentrismus fiel durch Kopernikus; die Erde rückte aus

dem Mittelpunkt eines in die Fixsternsphären eingeschlossenen Kosmos. Als Ersatz die Sonne als Mitte anzusehen (Heliozentrismus), war nur von kurzer Dauer. Es folgte die beängstigende Erkenntnis: Das Universum als solches hat keine Mitte mehr. Also suchte man ein neues Zentrum; die Aufklärung verortete die neue Mitte philosophisch in der Vernunft. Descartes fand Gewissheit im Cogito ergo sum (Ich denke, also bin ich) und die Französische Revolution platzierte entsprechend die Göttin Vernunft auf dem Altar: Humanozentrismus oder Logozentrismus. Was aber, wenn der Mensch nur ein Evolutionsprodukt ist und irrationalen psychologischen und sozialen Mechanismen unterworfen, wie Darwin, Marx, Freud und Nietzsche im 19. Jahrhundert zeigten? Weder der Mensch noch seine Vernunft sind der Nabel der Welt. Auch der politische Versuch einer neuen Mitte im Absolutismus, welcher die Parkanlagen und Stadtpläne radial auf das Schloss hin orientierte, konnte nicht gelingen - die letzten Ausläufer dieses Versuches waren das Zentralkomitee einer Einheitspartei mit Planungsministerium und Stasizentrale. Wer sich dies alles vor Augen hält, wird das gegenwärtige Suchen nach der »neuen Mitte« skeptisch betrachten.

Es gibt keine Mitte mehr, wenn sich die Extreme unendlich weit entfernen. Das hat hellsichtig schon im 17. Jahrhundert der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal gesehen. Plötzlich wurde das Universum unendlich groß; durch das Mikroskop gesehen verlor sich auch das Kleine im Unendlichen. Der Mensch hängt zwischen zwei Abgründen: »ein Nichts vor dem Unendlichen, ein All gegenüber dem Nichts, eine Mitte zwischen Nichts und All.« Zwischen Null und Unendlich aber ein Mittleres zu definieren, kann nur blinde Anmaßung sein. In unseren Tagen hat Jean-François Lyotard, der kürzlich verstorbene Verkünder der Philosophie der Postmoderne, diese Einsicht aufgegriffen, wenn er fragt: »Wer entscheidet, was Wissen ist, und wer weiß, was es zu entscheiden gilt?«

Die Konsequenzen eines solchen Verlustes der Mitte - Folge einer universalen Entgrenzung und Entgleisung - sich auszumalen, überlasse ich der individuellen Phantasie. Jeder und jede braucht nur die Augen zu öffnen, um in unserer Kultur diese Grunderfahrung des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu erspüren. Das hat aber für unser Thema eine fatale Folge: Wer angesichts der Unendlichkeit und Grenzenlosigkeit die Mitte verliert, weil er sie von den fehlenden Rändern her nicht mehr denken und bestimmen kann, verliert umgekehrt auch die Extreme. Angesichts der Entgrenzung ins Unendliche ist die Bestimmung dessen, was die Mitte und das Maß ist, und dann dessen, was als extrem und was noch als im Bereich der Norm liegend zu gelten hat, unmöglich. So erscheint uns angesichts der Massenvernichtung der Shoah, zu der sich jeder Vergleich verbietet, inzwischen jede Barbarei, sei es die in den stalinistischen Gulags, in Kambodscha, in Ruanda oder im Kosovo, als geradezu vernachlässigbar und - gemessen an der Maßlosigkeit von Auschwitz - fast als tolerierbar. Der »Verlust der Extreme« als Folge

des Verlustes der Mitte zeigt sich auch darin, dass denen, die nach einer dynamischen, agilen Mitte streben, indem sie sich vom jeweiligen Extrem zurückzuhalten versuchen, plötzlich das jeweilige extreme Feindbild als verschwommen, wenn nicht sogar als verloren gilt; es gehört deshalb zu den hilflosen Stabilisierungsversuchen der Mitte, sich nötigenfalls Feindbilder und Extreme selbst zu schaffen. Gab es Hegel zufolge eine Dialektik aufwärts, eine positive Dialektik, die aus den Extremen von These und Antithese die Kraft zog, sich auf höherer Ebene in einer dynamischen Mitte, der Synthese, zu halten, dann stehen wir jetzt vor dem Problem, dass sich die Mitte und die Extreme im chaotischen und sich ständig beschleunigenden Ineinander wechselseitig zerstören, dass also, um mit Theodor W. Adorno zu sprechen, eine negative Dialektik das Bild beherrscht.

»Das ist unsere wirkliche Lage, sie ist es, die uns unfähig macht, etwas gewiss zu wissen und wirklich nichts zu wissen. Auf einer unermesslichen Mitte treiben wir dahin, immer im Ungewissen, und während wir treiben, werden wir von einem Ende gegen das andere gestoßen. An welchen Grenzstein wir uns halten und binden möchten, jeder zerbricht und verschwindet, wollen wir ihm folgen, so ent schlüpft er unserm Griff und entgleitet uns und entflieht in einer Flucht ohne Ende. ... [W]ir brennen vor Gier, einen festen Platz, einen wirklich beständigen Grund zu finden, um dort den Turm zu erbauen, der bis in das Unendliche ragt; aber alle Fundamente zerbrechen, und die Erde öffnet sich bis zu den Abgründen.« So noch einmal Pascal. Zu wissen, dass diese Erkenntnis dreihundert Jahre alt ist, spendet allerdings nur geringen Trost über den Verlust der Mitte und der Extreme.

Wie kann dieser Verlust kompensiert werden? Es gibt meines Erachtens vier Möglichkeiten:

1. Man ordnet nun die Mitte entweder der Mehrheit zu oder einer bestimmten Personengruppe, sei es die sogenannte Mittelschicht (»neue Mitte«) oder eine Elite. Das alles muss jedoch als willkürlich erscheinen. Mehrheiten bürgen weder für die Wahrheit noch für das Lebensdienliche, sondern tendieren eher zur Mittelmäßigkeit, also einer Mischung von falsch und wahr, schlecht und gut. Sie tendieren sogar zu extremen Positionen, das weiß die historische Erfahrung: Fühlt die Mehrheit sich gefährdet, ist sie bereit, alle Vernunft und Gesetzlichkeit über Bord zu werfen, wie die Akzeptanz des Nationalsozialismus zeigt: Da herrschte noch Ordnung, war die mehr oder minder geheime Lösung bis in die Nachkriegszeit; sie wird teilweise bis heute kolportiert. Ähnlich kritisch sind deshalb Versuche, die Mitte in einer sozialen Schicht wie der Mittelklasse anzusiedeln. Und wer eine (Wert-)Elite als maßgeblich herbeisehnt, wird schwerlich legitimieren können, warum er ausgerechnet diese und nicht eine andere Gruppe dafür hält.

2. Man sagt mit Nietzsche: »Die Mitte ist überall«. Das wäre der Verzicht auf eine Mitte, denn eine Mitte, die überall ist, ist keine. Dieser Gedanke ist attraktiv: »Das postmoderne Lebensgefühl«, so Bernd Guggenberger,



»ist aus zwei Komponenten gefügt: Erstens, der Erfahrung, dass es keinen Sinn (mehr) gibt für das Ganze, und zweitens, der Entschlossenheit, dass dies noch lange kein Grund zu sein braucht, Trübsal zu blasen.« Auf der Basis dieser Einsicht lässt sich zwar eine Love-Parade durchführen, aber wohl kaum ernsthaft Politik betreiben, die angesichts der Globalisierung mehr denn je aufgefördert ist, das Ganze mitzudenken und auf Nachhaltigkeit zu dringen. Ethik würde sich in Ästhetik auflösen.

3. Man verzichtet auf den emphatischen Begriff der einen Mitte und geht von einem Polyzentrismus aus. Diese Konsequenz halte ich für besonders attraktiv. Sie liegt angesichts unserer komplex und global gewordenen Welt nahe und markiert ein Denken, das nicht mehr das pyramidenähnliche System anstrebt, wo ein oberstes Prinzip das Ganze regiert, sondern ein Netz vor Augen hat. Die Postmoderne - oder besser: die selbstkritische Moderne - anerkennt keine obersten Richter mehr, weil niemand entscheiden kann, was Wissen ist, und niemand weiß, was es zu entscheiden gilt, um Lyotard zu wiederholen. Wer danach fragt, wer denn nun eigentlich Recht hat, stellt eine Frage, die niemand zu beantworten vermag und die wahrscheinlich immer ins Totalitäre abgleiten lässt. Statt dessen wäre zu fragen: Wem geschieht Unrecht? Es gibt keine Richter mehr, nur noch Anwälte. Nicht die in der Aufklärung glorifizierte allgemeine Menschenvernunft entscheidet - was sollte das auch sein -, sondern benötigt wird eine kommunikative oder transversale Vernunft, d.h. ein Vermögen, im Netz der komplexen Verflechtungen jeweils von Knoten zu Knoten, also von kleiner Mitte zu kleiner Mitte zu »vermitteln«. Dann sind aber nicht nur Anwälte gesucht, die Unrecht verhindern, sondern Mediatoren - Vermittler und Schlichter, die ad hoc und für jeden Teilbereich die jeweilige Mitte suchen helfen.

Allerdings greift diese Lösung zu kurz. Viele Mitten sind zwar besser als keine, aber nur ein sich in den Kategorien des Heute bewegendes, oberflächliches Denken dürfte hiermit zufrieden sein. Denn - bei aller Kunst der vielen Kompromisse - gefordert ist heute Nachhaltigkeit. Es gehört nämlich zum Menschen, dem - mit Nietzsche nicht festgestellten Tier, nach letzten Geltungen zu suchen, sonst erliegt er, der von Natur aus ewige Exzentriker, jeder beliebigen Versuchung. Kein Gemeinwesen kann sich auf Dauer gegen extremistische Angriffe verteidigen ohne Bezug auf letzte Geltungen, d.h. auf Grundwerte, auf nachhaltig erstrebte Leit- und Zielvorstellungen.

Deshalb ist 4. die Mitte auf einer anderen Ebene zu suchen. Diese Variante löscht die vorhergehenden nicht aus, ist diese neue Mitte auf anderer Ebene doch in gewissem Sinne allgegenwärtig und somit überall und zugleich nirgends, weil eben auf anderer Ebene. Wir suchen sozusagen die Mitte der vielen Mitten. Liegt sie aber auf anderer Ebene, dann ist sie schwerlich auf Begriffe zu bringen, die wir aus dieser Welt ziehen. Wir können sie nicht »haben«, besitzen, begreifen, sondern bestenfalls benennen, in Bildern und Metaphern umkreisen; Nicolaus

von Kues nannte sie zu Beginn der Neuzeit *coincidentia oppositorum* (Ineinanderfall der Gegensätze). Eine solche Mitte wäre für uns der Garant einer Hoffnung wider alle Hoffnung nach dem Verlust der Mitte. Um ein Bild wieder aufzugreifen: Der Mittelpunkt der Erde befindet sich an einer für uns unerreichbaren Stelle außerhalb ihrer Oberfläche, also nirgends und in einer anderen Dimension, damit aber jedem Punkt der Erde gleich nah.

Damit das nicht zu spekulativ bleibt, führe ich hier den Gedanken der Gerechtigkeit ein: Von der Gerechtigkeit sagt Aristoteles, sie sei keine Mitte wie die übrigen Tugenden, sondern diejenige Tugend, welche die Mitte für die anderen Tugenden erst schafft. Wenn bisher von letztlich fehlenden Richtern, aber von Anwälten, Mediatoren und von kommunikativer bzw. transversaler Vernunft die Rede war, dann verweist das alles auf ein schwieriges Spiel, das Milliarden von Menschen auf dieser Welt miteinander spielen. Wie jedes Spiel braucht aber auch dieses seine Regeln. Und damit wird Gerechtigkeit vorausgesetzt, nicht eine, die letztlich nur dem Stärkeren nützt, nicht eine, die einfach rechtspositivistisch die Wahrung des derzeit gegebenen Rechtszustands darstellt. Die gesuchte Gerechtigkeit ist das, worauf Bärbel Bohleys Hoffnung zielte: Statt Gerechtigkeit kam der Rechtsstaat. Das meint bei allem Missverständnis doch folgendes: Wir kennen den Unterschied von gerecht und ungerecht, wenn wir Personen und Handlungen benennen, und zum Beispiel von einem gerechten Richter sprechen, der auf Ausgleich ohne Rücksicht auf die Person achtet. Wir kennen den Unterschied auch hinsichtlich der Gerechtigkeit im sozialen Sinn und fordern, dass Institutionen nicht nur so zu gestalten sind, dass ein gleichberechtigtes Geben und Nehmen gewährleistet ist (*iustitia commutativa*), sondern dass sie anstreben, was furchtbar missbraucht über dem Eingang zum KZ Buchenwald steht: *Suum cuique* - Jedem das Seine (*iustitia distributiva*), d.h. dass jeder zu seinem individuellen Recht kommt. Gerechtigkeit ist also universell und konkret zugleich. Was jedoch jedem und jeder jeweils rechtmäßig zukommt, ist schwer zu definieren und noch schwerer zu realisieren. Nicht zuletzt arbeitet sich die Politik besonders hieran ab.

Bärbel Bohleys Satz macht aber deutlich, dass hinter der unerfüllbaren Forderung nach individueller und sozialer Gerechtigkeit ein Gedanke steht, der inzwischen aus der Mode gekommen ist, die Hoffnung auf eine metaphysische Gerechtigkeit, eine letzte Gerechtigkeit im Weltlauf als Ganzem. Diese Hoffnung weigert sich zu akzeptieren, dass Massenmörder friedlich im Bett sterben, nur weil alle menschlichen Institutionen hier versagen, sie richtet sich auf eine Gerechtigkeit, die den biblischen Hiob sogar Gott selbst vor Gericht fordert. Sie ist ein Maß außerhalb dieser Welt, denn in dieser Welt ist sie offenbar nicht zu bekommen. Trotzdem ist sie nicht nur irgendwas Jenseitig-Spekulatives. Denn je mehr diese Hoffnung entschwindet, wird entweder den Instanzen der sozialen Gerechtigkeit eine übermenschliche Last aufgebürdet,

die sie nicht tragen können - was nur zur Enttäuschung führen kann -, oder man beerdigt die Hoffnung auf Gerechtigkeit. Beides gefährdet das Gemeinwesen, womit wir wieder beim Thema wären: Die Enttäuschung der Betroffenen, welche sich in Bärbel Bohleys Satz klassisch artikuliert, droht dann umzuschlagen in den Extremismus, der angesichts des unvermeidlichen Versagens der gesellschaftlichen Instanzen das Recht in die eigenen Hände nimmt, um ohne Rücksicht auf Verluste »aufzuräumen«. Wer jedoch das Paradies auf Erden sucht, hat in Geographie und in Geschichte nicht aufgepasst. Erfahrungsgemäß sind die Gerechten dieser Welt ständig dabei, die Erde statt in den Himmel in eine Hölle zu verwandeln.

Das Paradies, der Garten Eden - nach Aussage der Bibel in der Mitte der Welt gelegen -, ist verloren, aber, so glaube ich, als zu Erhoffendes - doch nur als zu Erhoffendes - weiterhin im Angebot. Auch diese Hoffnung auf eine letzte Gerechtigkeit wird die Mitte zwischen den Extremen suchen müssen. Sie neigt dazu, die Hände mehr oder minder fromm in den Schoß zu legen, aber das ist angesichts des zum Himmel schreienden Unrechts eine Untugend. Das andere Extrem wäre, diese Hoffnung auf Gerechtigkeit zu instrumentalisieren und sich selbst zur letzten Instanz über Gut und Böse, Wahr und Falsch zu machen. Die Mittelmäßigen, Handlungsunwilligen werden also dahin tendieren, aus dieser Hoffnung eine vage und letztlich kraftlose Idee zu machen oder sie sogar gänzlich zu beerdigen. Die fundamentalistisch Veranlagten werden im Namen Gottes oder wie auch immer die nächsten Kreuzzüge auslösen - beides Untugenden, weil dem Leben nicht dienlich.

3. Umgang mit den Extremen

Philosophisches Denken ist unserer Eingangsüberlegung gemäß eher radikal als extremistisch und lässt sich deshalb ungern zu Aussagen über praktische Anwendungen verleiten. Trotzdem dürfte unsere theoretische Anstrengung einiges verdeutlicht haben:

1. Zum Kampf gegen die Extreme braucht es Lebensweisheit. Gandhi spricht in seiner Autobiographie von einem Pfad, der »eng und schmal ist und scharf wie des Messers Schneide«. Hier ist alle Theorie grau; nur eine Portion in praktischer Lebenserfahrung gewonnener Vernunft, nämlich Lebensweisheit, hilft weiter.

Lebensweisheit erfordert eine gut ausgebildete Fähigkeit zur Selbstwahrnehmung und die Fähigkeit, daraus hinsichtlich einer konkreten Situation die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Sie erlaubt einen kritischen Zugriff auf die eigene und gesellschaftliche Tradition, der das Vergangene weder als überholt über Bord wirft und »beschweigt« (G. Schwan) noch Traditionen und Gewohnheiten unbesehen übernimmt. Eine gute Staatsverfassung ist in diesem Sinne die geronnene Lebensweisheit eines Gemeinwesens, aber sicher nicht der Weisheit letzter

Schluss. Wie angesichts einer sich ständig beschleunigenden und immer geschichtsloser werdenden Welt so etwas wie Lebensweisheit und damit Identität eines Individuums oder eines Gemeinwesens wachsen soll, kann wohl heute niemand genau sagen.

Selbstwahrnehmung heißt in unserem Zusammenhang der Suche nach der Mitte permanente Analyse der eigenen Neigungen: Wohin tendiere ich, wohin tendiert diese Gesellschaft natürlicherweise? Neigungen beeinflussen die Wahrnehmung der Extreme, sagten wir; besonders aber unerkannte Neigungen beeinflussen das Denken, weshalb hier besonders große Wachsamkeit nötig ist. Nichts ist so korrumpierbar durch Leidenschaften und Triebe wie die Vernunft, auch die politische. Besonders den Intellektuellen fällt auch zu extremsten Affekten nachträglich gern eine einsichtig klingende Begründung ein.

Selbstwahrnehmung hilft, der jeweiligen affektiven Haupttendenz entgegen zu arbeiten. Wer zur Furcht neigt, muss seinen Mut anfachen, um nicht feige zu werden. Neigt ein Gemeinwesen zu sehr nach rechts, muss es nach links streben. Es ist, so wieder Aristoteles, wie wenn man krummes Holz gerade biegen will: Man überzieht jeweils nach der anderen Seite, steuert also lieber zu stark als zu schwach dagegen. Natürlich ist das nicht das Treffen der Mitte, aber vermeidet die Gefahr, die Mitte zwischen der Mitte und dem einen wahrgenommenen Extrem anzusteuern und so die wahre Mitte zu verfehlen. Dieser Kampf gegen die Haupttendenz ist damit die Wahl des kleineren Übels, die zweitbeste Fahrt, wie Aristoteles mit Platon sagt. Wir werden allerdings Kant bestätigen, dass aus dem krummen Holz Mensch nie etwas rechtes werden wird. Auch Nietzsche sagt: »Krumm ist der Pfad zur Ewigkeit«.

2. Die Wahrnehmung von Extremen ist ein Hoffnungszeichen angesichts des Verlustes der Mitte: Wer Extreme als solche wahrnimmt, weiß offenbar ganz unthematisch um eine Mitte. Hegel beschreibt dieses unthematische Wissen so: »Geht jemand zur Nachtzeit sicher auf der Straße, so fällt es ihm nicht ein, dass dieses anders seyn könne, denn diese Gewohnheit der Sicherheit ist zur andern Natur geworden, und man denkt nicht gerade nach, wie dieß erst die Wirkung besonderer Institutionen sey. Durch die Gewalt, meint die Vorstellung oft, hänge der Staat zusammen, aber das Haltende ist allein das Grundgefühl der Ordnung, das Alle haben.« Wie die staatliche Ordnung erst sichtbar wird, wo sie fehlt, so ist die Mitte das Unsichtbare, das oft erst die Extreme sichtbar machen. Und so wecken eben erst Ungerechtigkeiten unsere Hoffnung auf Gerechtigkeit auf. Jeder Extremismus stellt in gewisser Weise (leider oft nicht in der wünschenswerten Form) eine Herausforderung dar, die verhindert, dass eine Kultur einschläft und dass sich in ihr Selbstgerechtigkeit und Mittelmäßigkeit ausbreiten. Vielleicht kann dieser Gedanke mit der Existenz von Extremismen etwas versöhnen.

3. Die Mitte muss mit ihrer Schwäche rechnen; sie ist heute angreifbarer als je zuvor. Extremisten attackieren



nämlich gern Einsichten, welche historisch relativ neu sind und deshalb als auf noch schwachen Füßen stehend schwer zu verteidigende Positionen darstellen: die Menschenrechte als Rechte des Individuums, die Gleichberechtigung der Rassen, Geschlechter und Religionen, der Gedanke der Toleranz. Angesichts der Neigung, statt der Mitte zwischen den Extremen und so die Tugend die Mitte zwischen der Mitte und dem Extrem und damit zwischen Tugend und Untugend zu wählen, entsteht die Versuchung, mühsam errungene Einsichten wieder aufzugeben oder zumindest zu verwässern und - was mir als die größere Versuchung erscheint - die gewonnene Pluralität erneut zu uniformieren, die offene Gesellschaft wieder zu schließen, um dem extremistischen Angriff eine geschlossene Alternative entgegenzustellen. Das unwiederbringliche Fehlen einer letzten Instanz inmitten der Pluralitäten auszuhalten, ohne alles auseinanderfließen zu lassen, gehört zur politischen Kunst. Die Aufgabe wäre, partielle Mitten zu schaffen, also die berühmten Knoten im Netz, die es nur gibt, wo ein Netz ist, wie wiederum ein Netz nur sein kann, wo Knoten sind. Gesucht werden also Mediatoren auf allen Ebenen, denen es gelingt, die Welt »als Gefüge höchst spannungsträchtiger, schwer vereinbarter Impulse, Deutungen, Wahrnehmungen und Kraftfelder zu rekonstruieren und sie in dieser Widersprüchlichkeit auszuhalten und für andere aushaltbar zu machen« (R. Görner). Der Mediator wird angesichts der unendlichen Räume, in denen wir uns verlieren, wissen, dass er eigentlich nichts weiß, und bereit sein müssen, den eigenen Standpunkt wieder und wieder zu hinterfragen. Das macht sein Geschäft allerdings wenig selbstsicher und deshalb nicht leicht.

4. Die Selbstkontrolle des Mediators beginnt beim Denken und bei der Sprache: Wutausbrüche sind bekanntlich leichter zu verbalisieren, als in der vermittelnden Rede den richtigen Ton zu treffen. Und dann schallt es aus dem Wald heraus, wie es in ihn hinein schallt: Eine Sprache, welche die Zwischentöne nicht kennt, wird Extremismen ermuntern und verstärken. Und sie offenbart und fördert ein duales Denken in Schwarz-Weiß-Kategorien, das dazu neigt, »die Welt in ihre unvereinbaren Bestandteile zu zerfallen (meist, um sie anschließend dialektisch-har-

moniesüchtig als totale Einheit wiederherzustellen)« (B. Guggenberger/K. Hansen). Wie Victor Klemperer angesichts der LTI, der Sprache des dritten Reiches, ansichtig machte, leben Totalitarismen von verfestigten Feindbildern und bedienen sich entsprechend einer aggressiven Rhetorik. Diese findet sich bei den linken und rechten Extremismen genauso wie bei den mittelmäßigen Extremismen an Stammtischen und auf Leserbriefseiten. Eine vermittelnde Sprache wird extremen Formulierungen ausweichen, auch wenn das Gegenteil massenmedienwirksamer ist, weil eine vermittelnde Sprache sich nicht für die knallige Schlagzeile und das holzschnittartige Bild eignet.

5. Damit Mitte nicht Mittelmäßigkeit wird, muss sie aktiv sein. Es braucht heute eine in jeder Hinsicht »aktive Mitte«, die Extremismen mehr als nur ihre auf Mehrheit gegründete Massenträgheit entgegenseetzt. Die Mitte ist - wie wohl deutlich wurde - etwas so schwer zu Erringendes und zu Erhaltendes, dass dazu nicht nur der Streit *um* die Mitte erforderlich ist - dankenswerter Weise wird es dazu an Extremismen nie mangeln -, sondern auch ein weit schwieriger in Gang zu bringender Streit *in* der Mitte.

Der hier erhobene Anspruch zielt auf eine nachhaltige Politik angesichts der bedrohlichen Herausforderungen durch die verschiedenen Extremismen. Eine solche wird als kraftlos und für den, welcher die Macht suchen muss, nicht umsetzbar erscheinen. Es braucht also neben großer Lebensweisheit einen langen Atem, der nur aus der Gewissheit kommen kann, dass nicht alles von uns und von der kurzen Spanne unseres politischen oder biologischen Lebens abhängt. Ich mache keinen Hehl daraus, dass ich auf Dauer eine Extremisierung der Gesellschaft befürchte, wenn das religiöse Moment immer mehr schwindet. Das schwierige Geschäft einer Politik in unübersichtlicher Zeit kann letztlich nur leisten, wer eine Mitte jenseits von Zeit und Geschichte erhofft und auf der oft störenden Suche nach dieser Mitte bleibt. Jeder Extremismus ist zunächst eine Herausforderung zum Kampf, aber gerade, um hier nicht dem extremistischen kurzatmigen Aktionismus zu erliegen, ist jeder Extremismus auch eine Herausforderung zur kontemplativen Selbstvergewisserung: Wo ist eigentlich *meine* Mitte? Aus welcher Mitte und auf welche Mitte hin lebe *ich*?